Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 13

Artikel: Jonas Truttmann. Vierzehntes Kapitel
Autor: Zahn, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668731

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

XXXVI. Jahrgang | Zürich, 1. April 1933 | Heft 13

Das Mädchen aus der Fremde.

In einem Tal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen, schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Tal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam;
Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.

Und teilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste!
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

Friedrich v. Schiller.

Jonas Truttmann.

Roman von Ernst Zahn. (Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel

„Gut ist das," sagte der Tschusepp zu seiner Tochter. „Du kommst zu rechten Leuten und bist versorgt."

Seine kleinen Augen blinkten ein wenig, als ob sie feucht wären, und es war viel Selbsterkenntnis in seinen Worten, viel Überzeugung, daß er selber sich doch nicht bessern und für die Tochter mehr Last als Schutz bedeuten werde.

Jonas hatte mit ihm gesprochen und seine Zustimmung leicht erhalten.

Schon waren nun die Verlobungskarten gedruckt. Schon trugen Jonas und Inocenta die Ringe. Schon redete landauf und -ab, was Maul und Meinung hatte, von der großen Neuigkeit, daß ein vermögender Großbauer eines welschen Säufers Tochter und ein schönes Mädchen einen verunstalteten Halbmann heiraten wolle. Manche fanden, der Jonas mache einen Schick, andere, die Inocenta ziehe das große Los. Diese lästerten, alle beide reite der Teufel, und einige wenige wogen Vor- und Nachteile vernünftig ab und sagten, am Ende könnte jedes der beiden Brautleute mit seiner Wahl zufrieden sein. Die Brautleute waren das auch, denn sie stellten ihre Ohren nicht nach dem Geschwätz der Leute, vielleicht verstopften sie sie sogar dagegen und vermieden es, die kleinen

Töne von Mißgunst, Spott oder Rechthaberei aufzufangen, die durch allerlei Ritzen des Alltags hätten zu ihnen hereindringen können.

Die Ringe hatte Jonas auswärts gekauft, wo ihn niemand kannte, dazu noch eine schöne kleine Brosche, die er Inocenta als ein Zeichen seiner verhaltenen, aber in ihm übermächtigen Freude ansteckte.

„Weißt du", sagte er mit einer vor Bewegung leisen Stimme, „es ist nichts Schönes auf der Welt, das ich dir nicht schenken möchte, und das Schönste noch immer nicht schön genug."

Inocenta empfand diesen drängenden Willen, sie zu verwöhnen, als etwas, was man sich wohl gefallen lassen konnte. Überhaupt hatte sie ein wohliges Gefühl der Geborgenheit in dieser großen Liebe, in der Hablichkeit, die auf sie wartete, und dem klugen Ernste, den sie an Jonas kannte. Sie legte auch, von Dankbarkeit getrieben, zum erstenmal die Arme um Jonas Hals und küßte ihn. Sie sagte sich, daß das ihre Pflicht sei, daß es zur Brautschaft gehöre, und war auch schon so vertraut mit ihm, daß sie diesen Kuß gab, wie die Schwester den Bruder küßt.

Er nahm die Liebkosung andächtig hin, ohne den Mut zu haben, sie zu erwidern. Ihre beiden Hände streichelnd, sagte er: „Es wird alles gut, sehr gut werden."

Bald nachher fing er an von der Hochzeit zu sprechen. Eine lange Brautschaft habe keinen Zweck, meinte er. Pinelli stimmte ihm bei. Auch Inocenta hatte nichts dagegen, fühlte dabei nur ihre eigene Armut tief und gestand Jonas im Beisein der Franziska, über und über errötend, sie schäme sich so, daß sie nicht einmal eine Aussteuer habe.

„Wenn du es nicht bringst, so können wir es gemeinsam kaufen", sagte Jonas, „das ist viel schöner."

„Und wenn du es nicht kannst", sagte die Franziska, „so kann es der Truttmann um so besser."

Sie dachte an den Schrank, der in Jonas Schlafkammer stand und in dem die harten Taler lagen. Er ließ niemand, nicht einmal den Geni, der sich freilich auch gar nicht kümmerte, hineinsehen. Sie aber, die immer in seiner Nähe war, wußte darum und war stolz wie auf eigenes Gut.

„Was verstehst du davon!" sagte aber Jonas mit verschlossener Miene.

Gleich am nächsten Tag hoben die Einkäufe an. —

Die Verlobungsanzeige war auch zu den drei Geschwistern gegangen, dem Amerikawisi, der verheirateten Serafina und dem Geni. Von dem Amerikaner war anzunehmen, daß er ebensowenig als bisher von sich hören lassen werde. Aber Geni schwang sich zu einer bunten Ansichtskarte auf, auf welcher zwei blutrote Herzen durch zwei ineinandergeschlungene Hände verbunden waren und der Glückwunsch schon gleich gedruckt darauf stand. Serafina kam an einem Sonntag selber. Sie war noch derber geworden und etwas aus der Fasson gegangen, da sie kürzlich Zwillinge gehabt hatte. Sie wolle doch selber sehen, mit wem Jonas durchs Leben hinken wolle, sagte sie zu der sie zuerst begrüßenden Franziska, und das habe sie sich doch nicht gedacht, daß ein so ungattiger Mann auch noch eine Frau finde. Man könne sehen, daß heutzutage ein jeder eine bekomme, wenn er nur wolle. Darauf rümpfte sie die Nase, weil die Inocenta doch eigentlich eine „Hergelaufene" sei, und als sie so Tadel nach jeder Seite verteilt, trat sie bei dem Brautpaar ein.

„Das glaube ich schon, daß sich einer an der die Augen ausgucken kann," gestand sie hier mit einem Blick auf Inocenta dem Bruder.

Inocenta begegnete ihr mit einer aus Demut geborenen Achtung und ein wenig banger Freundlichkeit.

Jonas schien für die Schwester kaum Zeit und Gedanken zu haben. Sie waren sich fremd, und nicht der leiseste Wunsch war in ihm, sie möchte nach seiner Heirat wieder mehr ins Haus kommen. Er empfand im Gegenteil Erleichterung, als sie, ein Stück einer schmerzvollen Jugendzeit, sich nicht allzulange aufhielt, sondern nach einigen althergebrachten Fragen und Redensarten verschwand, wie sie gekommen war.

Und die Einkäufe nahmen ihren Fortgang. Es mußten weiße Vorhänge an die Fenster, weiße Wäsche für Tisch und Bett in die Schränke, Waschgeschirr auf die Kommode. Die Wohnstube bekam einen neuen Fußboden, und vielleicht betrachtete Jonas auch den Stallneubau, den er in diesen Tagen in Auftrag gab, als zur Aussteuer gehörig. Ein Drang nach Sauberkeit, Behaglichkeit, nach Schönheit und Helligkeit sprach sich in seinen Anschaffungen aus, und wie er das alte Haus herausstaffierte und ihm eine Menge neuer Blumenstöcke unter die feinbehangenen Scheiben stellte, so verwandelte er,

ohne daß sie es recht merkte, auch Inocentas Äußere. Es war etwas welsche Fahrigkeit und Lustigkeit an ihr von Hause aus. Sie achtete nicht so genau darauf, wenn einmal ein Band offen hing, ein Riß im Kleid war oder das schwarze Kraushaar ein wenig wild um das schöne Gesicht flatterte. Auch für Flecken auf Gewand und Schürze hatte sie nicht eben ein scharfes Auge, aber Jonas schaffte ihr Kleider und Schürzen an, knüpfte ein offenhängendes Band ein paarmal zu, bis sie es von selber nicht mehr ungeknotet litt, strich das unordentliche Haar zurecht und sagte: „Schau in den Spiegel, Centi, ich möchte nicht, daß man meinte, ich hätte dich schon vor der Hochzeit an der Frisur gezaust."

Unmerklich wie in die sauberen Kleider und Schürzen, kam sie in die Hausfrauenpflichten hinein. Jonas ließ sie der Magd an die Hand gehen beim Stubenaufräumen, Kochen und Tischdecken, bei Gängen zum Vieh und in den Garten. Er erzog sie sich. Sie ging wie durch eine Schule, zufrieden mit den ihr leicht auferlegten und leicht eingehenden Aufgaben und mit heimlicher Verwunderung erkennend, welch ein strenger Ordnungsmann Jonas war und wie seine Genauigkeit vielleicht die Ursache seines Vorwärtskommens. An Sonntagen und manchmal des Abends legte dieser ihr immer noch Bücher hin. Er sagte: „Hier ist eine Welt. Wir zwei wissen genug vom Leben, wenn wir es aus diesen Büchern lernen. Der Mensch muß sich auf sich selbst und auf wenige andere beschränken, dann behält er sich selbst beieinander."

Und er schien sich mit Inocenta ganz auf dieses Genügen einrichten zu wollen.

Genis grellfarbige Glückwunschkarte war unter einige andere ähnliche gelegt worden, ohne daß sie über ihr Wesen und dasjenige des Absenders sich weitere Gedanken gemacht oder von diesem gesprochen hätten. Sie waren so mit sich selbst beschäftigt, daß sie beide ganz überrascht waren, als Geni, der Leutnant, eines Montagnachmittags wieder seinen Einzug im Seegutshaus hielt. Inocenta war im Gemüsegarten neben dem Hause beschäftigt, Schnecken aus den Beeten zu lesen. Jonas, soeben aus dem Stall herübergekommen, hatte eine Gießkanne ergriffen und humpelte hin und her, neue Gemüsesaat begießend. Inocenta hatte eine Schürze aus gröbster Sackleinwand vorgebunden, aber diese und das abgetragene Kleid, das sie anhatte, nahmen ihrer Gestalt nichts von der schlanken Anmut. Auch Jonas war im Arbeitsgewand. Die braungelbe, verwaschene Hose schlotterte an seinem verzerrten, aus aller Form geratenen Gehgestell.

„Zu Hunderten hat es solche Vielfresser," berichtete Inocenta soeben von den Schnecken.

Da rief eine kräftige und frische Stimme von der Straße herauf: „Guten Tag, ihr Liebesleute."

Inocenta tat die Augen groß auf. Der Anruf machte sie fröhlich. Sie freute sich, den künftigen Schwager, den sie sogleich erkannte, zu begrüßen; er schien ihr sich wohl in den allgemeinen Wohlstand der Dinge zu fügen.

Jonas dagegen war es, als habe sich seine eigene Gießkanne über ihn entleert. Er fröstelte. Aber er zürnte sich selbst darum und trat mit gutem Willen dem Bruder entgegen, der jetzt über die Grasböschung heraufkletterte.

„Habt ihr eigentlich schon Hochzeit gehabt?" fragte Geni lachend. Er trug die neue graue Uniform. Gewachsen wie ein junger Baum, die Glieder von Saft durchschossen, das Gesicht braun, aber mit einer lebensvollen, die Haut durchleuchtenden Unterfarbe, stand er da und warf die Arme über den Zaun, der ihn noch von den beiden anderen trennte. Eine weiße Wolke über ihm fing Sonne auf und warf ihm einen Schein über den Kopf, von dem er, vom Gang erhitzt, das Käppi genommen hatte. Das ungewöhnlich starke Haar strebte in einem leuchtenden Schopf empor.

„Als ob du das nicht erfahren hättest," antwortete ihm Jonas; eine leise Ungeduld über seine Frage zitterte in seinen Worten.

„Eineweg! Ich gratuliere noch einmal," fuhr Geni aufgeräumt fort und streckte Inocenta die Hand hin. Seine Augen spazierten wohlgefällig über ihre Gestalt.

Sie löste unwillkürlich ihre Schürze, ehe sie ihm die Hand gab. „Dank," sagte sie verwirrt.

Geni schüttelte auch Jonas die Rechte. Und plötzlich lachte er laut auf.

Jonas faltete die Stirn. „Was ist?" fragte er, mit Mühe Unbehagen und Groll unterdrückend.

„Nichts — nichts ist," gab Geni noch immer belustigt zurück. „Ich mußte nur denken, wenn mir einer eine Wette angetragen hätte, ob du einmal heiratest, Gigampfer, ich hätte hundert gegen eins gesetzt, daß es auf der Welt keinen närrischeren Gedanken gebe."

Jonas setzte seine Gießkanne wieder in Tä-

tigkeit. Beim ersten Anblick Genis war etwas wie ein Zweifel in ihm gewesen, ein Wille, dem Heimkehrenden mit einem frohen Herzen, mit fast etwas wie Liebe entgegenzukommen. Jetzt war das verschwunden. Er fühlte, was er immer gefühlt hatte, die Bereitschaft, Geni heimzuzahlen, was er ihm antat. Von Jugend auf hatten sie Fehde geführt. Jetzt aber fühlte er sich ihm gewachsen. Seine Worte von vorhin fraßen schärfer in ihn hinein, als er sich merken ließ. Sie waren ihm unlieb um ihrer selbst willen, aber sie weckten seinen Grimm heftiger, weil sie in Inocentas Gegenwart gesagt waren. Er wußte indessen, daß er sich jetzt auf derlei Dinge einrichten mußte, und mit einer plötzlichen kalten Entschlossenheit machte er sich dazu bereit.

Geni hatte noch nicht genug. Er hatte im Dienst die ehemalige Begegnung mit Inocenta vollständig vergessen gehabt. Ihm waren der Mädchen genug begegnet. Die Verlobungsanzeige hatte ihn dann allerdings wieder an sie erinnert, und er hatte etwa gedacht, was andere Leute: Der Jonas kann sich gratulieren, so ein schönes Mädchen! und: Die Tschuseppentochter kann froh sein, daß sie so warm hereinsitzen kann. Jetzt aber schien ihm der Vorteil doch bei weitem bei dem lahmen Bruder zu liegen. Sapperment, war die Pinelli hübsch! „Einen schlechten Geschmack hast du nicht," sagte er, Jonas wieder anfallend.

Dieser hinkte mit stummen, schmalen Lippen hin und her und ließ die Brause seiner Kanne spielen.

Inocenta wußte nicht recht, wie sie sich benehmen sollte, aber der künftige Schwager gefiel ihr. Seine Heiterkeit steckte sie an. „Wollt Ihr eigentlich draußen übernachten?" neckte sie ihn.

„Ihr? Inskünftig wird es wohl „du" sein," gab er zurück.

„Nun, so komm herein," lud sie ihn mit einer natürlichen Ungezwungenheit ein, über die sie selbst erstaunt war. Dabei war sie ein wenig stolz auf ihn; es war doch etwas Außergewöhnliches, daß ein Bauer es zu einem so feinen Offizier brachte.

Die weiß sich umzutun, dachte Geni und winkte ihr schon ganz vertraut zu. „Auf Wiedersehen drinnen," sagte er. „Ich muß sehen, daß es etwas zu essen gibt, ich habe einen Mordshunger."

Die beiden Brautleute setzten ihre Beschäftigung fort. Keines fand gleich ein Wort.

Endlich sagte Inocenta arglos: „Man hat gar nicht daran gedacht, daß noch einer mehr im Hause sein wird."

„Nein", antwortete Jonas mit sonderbarer Zurückhaltung, „man hat nicht daran gedacht." Und plötzlich fügte er mit gehässiger Schärfe hinzu: „Mir hat der Geni nie gefehlt."

Diese Worte schienen Inocenta ungerecht, sie wußte nicht warum, aber sie taten ihr mehr leid, weil Jonas sie gesprochen hatte, als weil sie gegen Geni gerichtet waren. Sie hafteten indessen nicht lange in ihrem Gedächtnis. —

Im Seeguthaus begann ein neues Leben. Es unterschied sich wenig vom früheren. Es war vielleicht nur mehr Bewegung, mehr Geschäftigkeit darin. Vielleicht machte das der Scheunenneubau, den der Tschusepp mit Hilfe einer Anzahl von Tagelöhnern und Zimmerleuten aufrichtete. Mächtig sollte es da emporwachsen. Ein hoher, luftiger Unterbau aus Mauerwerk, in den die Ställe und die Wagendiele zu liegen kamen, und darüber aus Holz der Heugaden, den ein rotes Ziegeldach breit und mit ragendem First überspannte.

„Du hast es hoch im Kopf," sagte Geni, als er die Pläne gesehen und den Bauanfang gewahrt hatte. Er ärgerte sich jetzt, daß er vor Beginn des Unternehmens nicht um seine Meinung gefragt worden war.

„Wenn man baut, muß man für die Zukunft bauen," erklärte Jonas, und als sie nachher in der Stube zusammentrafen — auch Inocenta war da —, holte er aus seiner Kammer ein Buch, das seine Kassaeintragungen enthielt. „Hier ist Rechenschaft," sagte er zu Geni, der, den Rücken gegen ihn, am Fenster stand.

Langsam und widerwillig wandte dieser sich um und trat an den Tisch, an dem Inocenta mit der Arbeit saß.

Jonas schlug das Buch auseinander. Kein Schreiber konnte die Worte und Zahlen sauberer und in deutlicherer Schrift untereinander setzen, als er es in dem Buche getan hatte. Die Hand, die die Harke und das Beil des Bauern nicht führen konnte, hatte sich im Gebrauch der Feder geübt. „Hier bist du und hier bin ich", erklärte er, zwei verschiedene Konten aufschlagend. Da Geni nicht recht hinsah, forderte er ihn dringlicher auf: „Es geht um dein Geld. So kümmere dich einmal!"

Das fuhr in den anderen hinein. Bisher hatte er sich kaum Gedanken gemacht, woher Jonas das Geld geholt hatte, wenn er solches von ihm

Der alte Geiger. Phot. J. Feuerstein, Schuls-Tarasp.

forderte, stellte sich vielmehr vor, das komme eben so herein und werde nach Belieben von ihnen beiden wieder ausgegeben, ohne daß groß nach dem Wie oder Warum gefragt werde. Mit einiger Spannung neigte er sich über die Seiten und sah, daß zu seinen Lasten eine große Menge Zahlen in dem Buche standen. „Habe ich so viel gebraucht?“ fragte er.

Jonas legte gelassen ein gelbes, dickes Kuvert auf den Tisch. „Das sind die Quittungen,“ sagte er.

Nun erinnerte sich Geni, daß er sich ja gewundert hatte, warum er jedesmal einen solchen Zettel hatte unterschreiben müssen.

„Für das, was du vermilitärlet hast, kann ich den Stall bauen,“ fuhr Jonas kaltblütig fort.

„Wieso?“ fragte der andere.

Jonas schlug ein neues Blatt auf: „Mein Bankguthaben,“ erklärte er.

„Dann — dann gehört der Stall eigentlich dir —“ stotterte Geni verblüfft.

Inocenta mußte denken, welch schmale Lippen Jonas habe, fast wie ein Hungriger, der am Essen spare.

Jonas antwortete dem Bruder: „Nimm es, wie du willst.“

Geni schwieg. Der Verdruß stand ihm eine flüchtige Minute lang auf der hellen Stirn. Aber rasch verflog er wieder. Dann wendete er sich zu Inocenta: „Den Gewixteren von uns beiden bekommst du,“ scherzte er und verließ die Stube.

Jonas klappte sein Buch zu. „Ich muß mein Haus fest bauen, weil ich selber so wacklig bin,“ sagte er nicht ohne Würde.

Inocenta wußte nicht, welchem von beiden sie im Herzen recht geben sollte.

Unterdessen trat Franziska herein und setzte Teller auf den Tisch, eine ganze lange Reihe. Dann kamen die Arbeiter und Tagelöhner zum Abendbrot. Die große Stube wurde eng und laut. So viele waren ihrer. Aber an der Heiterkeit, die hinein kam, war Geni schuld. Er war einfach ein Frischwettermensch. Er erzählte immer neue Schnurren aus seiner Dienstzeit. —

Man mußte sehen, wenn Geni im Feld die Erde umgrub. Herein mit dem Spaten in den braunen, ruchsamen Grund, den Nagelschuh darauf, daß das Eisen klang. Ein Druck und ein Ruck. Die Arme spannten sich, daß die Muskeln schwollen. Dann warf er das Erdreich um. Auf der Stirn perlte der Schweiß, in dem blonden Haarschupp rumorte der Wind. Oder man mußte ihn sehen, wie er den Stier einspannte. Der war störrisch und stand manchmal auf einer Stelle wie ein Klotz. Aber er packte und schob und stieß ihn, als sei er ein neugeborenes Kälblein. Und wenn es mit den Armen nicht ging, half das Knie und zuweilen auch wieder der Schuh nach. Denn grob konnte der Geni werden. Er war es auch dem Jonas gegenüber, den er mit „Gigampfer“, „Rappenspalter“, „Mädchenschreck“ und anderem Spott bei jeder Gelegenheit anrempelte, als habe er ein Vergnügen daran, ihm seine Gebrechlichkeit immer wieder ins Gedächtnis zu rufen. Aber auch der Franzi ihr blaurotes Gesicht und dem Kaspar seine Glatze belächelte er. Die Stille floh aus dem Hause, aber auch die Einsamkeit und Leere, die Jonas um sich gehabt hatte. Geni polterte über Treppe und Boden, Geni lachte, Geni kneifte die plumpe Franzi in den Arm, daß sie aufschrie. Es lief immer etwas, wo Geni war. Inocenta hatte in ihrem Leben noch nie so viel gelacht, wie seit der künftige Schwager da war. Sie empfand für ihn lange nicht dieselbe Achtung wie für Jonas, aber sie freute sich an ihm, er schien ihr ein guter Kamerad.

Jonas war vom Bau und seinen sonstigen vielen Pflichten stark in Anspruch genommen. Er achtete anfänglich nicht auf die durch Geni verursachte Veränderung. Daß es bei den Mahlzeiten wieder lebhafter und lauter zuging, war er schon von früher gewöhnt. Er wurde erst aufmerksam, als er merkte, daß Inocenta auf die Witze Genis horchte und herzlich darüber lachte.

Ein Gespräch weckte in ihm ein fernes, stechendes Mißtrauen.

„So umsonst sind die Schnüre nicht, die man auf der Achsel trägt,“ erzählte Geni eines Tages. „Es war mancher bei der Truppe, der nicht mitgekommen ist, wenn man in voller Marschbepackung stundenlang bergauf klettern mußte oder wenn es hieß, schweißnaß vom Marsch durch einen reißenden Bach zu waten oder im Sudelschnee sich langhin auf den Bauch zu legen und zu schießen.“

Kein Zweifel, Inocenta fand, daß Geni ein Hauptkerl sei; denn sie betrachtete ihn mit ungewöhnlicher Teilnahme. Sie mußte es ja auch finden; körperlich tat es ihm wohl nicht leicht einer nach. Aber — sprach Geni nicht mit einer gewissen Absichtlichkeit von diesen Dingen? Tat er nicht ein wenig groß damit, gerade weil er fühlte, daß das einem jungen Mädchen Ein-

druck machen mußte? Indem Jonas so überlegte, nahm die heimliche Angst, die er vor Genis Rückkehr zuweilen empfunden hatte, mehr Gestalt und Dauer an. Immer hatte der Bruder alles vor ihm voraus gehabt. Es schien ihm wahrscheinlich, daß er ihm auch jetzt den Rang ablaufen werde. Je vergnügter nun Geni wurde, um so stiller und ernster wurde er selber, empfindlich vielleicht, unwirsch manchmal.

„Machst du aber ein Sauerampfergesicht," schalt Geni einmal. Er selbst hatte eben erzählt, er habe in der Schule einmal einen Aufsatz über eine Lokomotive machen müssen und einfach geschrieben, sie sei wie ein Jauchefaß, nur etwas anders. Alle anderen, die in der Stube waren, hatten gelacht, nur Jonas saß mit schmalen Lippen da.

Jonas Stirn rötete sich. Er fühlte, daß er unrecht tat, nicht in die allgemeine Lustigkeit einzustimmen, aber er konnte nicht. Es war ihm im Innern etwas wie zugeschnürt.

„Du hast mir das Wunder auch schon erzählt," bemerkte er trocken, und obgleich er es vielleicht nicht so gemeint hatte, klang es böse.

Wie verschieden sie sind! dachte Inocenta und begriff wieder nicht recht, warum Jonas so knapp und ablehnend gegen den Bruder war.

Aber an diesem Nachmittag rief Jonas sie zu sich. „Ich habe Lust, ein wenig zu angeln. Fährst du mit?" fragte er.

Sie war sogleich bereit; denn sie liebte es mehr als alles, im Nauen auf dem kleinen See zu sitzen.

Es war ein Gewittertag. Schwarz und schwer hing das Wetter am Himmel. Kein Wind regte sich. Über dem Wasser lag eine unerträgliche Schwüle, und die Mücken und Bremsen waren so zudringlich und lästig, daß Inocenta sich ihrer kaum zu erwehren vermochte und an Händen und im Gesicht übel zerstochen wurde. Aber die Fische sprangen aus dem bleigrauen, totenstillen Wasser so häufig und plötzlich auf, daß es etwas Unheimliches und Erschreckendes hatte. Silbern zuckten ihre schlanken, geschmeidigen Leiber aus einer kleinen, weißen Wellensäule auf und versanken wieder.

Jonas hatte, wenige Ruderzüge vom Ufer entfernt, zum erstenmal die Angel ausgeworfen, und im nächsten Augenblick zog er schon Beute heraus.

„Heute beißen sie," sagte er und befestigte einen neuen Köder.

Aber er warf die Schnur nicht aus. Als ob das Wetter ihn mehr interessierte als der Fang, ließ er die Rute sinken, sah nach der mit greifbarer, fast harter Deutlichkeit emporragenden Felszinne des Buven und sagte: „Der da oben runzelt die Steinstirn, als wollte er auf uns niederbrechen."

Inocenta folgte seinen Blicken mit den ihren. „Es wird bald regnen," sagte sie und tauchte die Hand in das lauwarme Seewasser.

„Zuerst wird der Wind aus dem Loch dort hervorpfeifen," erwiderte Jonas.

Inocenta zuckte zusammen. Ein Blitz war durch die schwarze Wolkenwand gefahren. Ferner murrender Donner folgte.

„Fürchtest du dich?" fragte Jonas.

Sie verneinte mutig.

Da kam der erste Windstoß gefahren. Auf der Straße drüben stiegen Staubwolken auf, und der See warf Wellen, daß der Nauen sich bäumte.

„Es schlägt gern ins Wasser," fuhr er schwer und nachdenklich weiter.

Es wurde ihr bang dabei.

Plötzlich fragte er sie: „Du hast Freude an Geni, nicht wahr?"

Sie merkte, daß ihm das lange im Kopfe herumgegangen sein mußte, und war erstaunt. „Er ist immer heiter," antwortete sie, unsicher, wo er hinaus wollte.

„Wir sind sehr verschieden", fuhr er fort, ohne Gehässigkeit, nur voll ernster Erwägung, die Inocenta wieder für ihn einnahm.

„Er ist gesund und kann alles, was ich nicht kann," sprach er weiter.

Inocenta lächelte, erleichtert von seiner ungewohnten Milde. „Aber auch manches nicht, was du kannst," sagte sie.

Das tat ihm merkwürdig wohl. „Ich versuche — ich will versuchen, was mir fehlt, auszugleichen," sprach er weiter.

Sie legte unwillkürlich eine Hand auf die seine. Es war ihr ganz deutlich, wie überlegen er in vielem dem Bruder war. Ja, es schien ihr, ohne daß sie wußte warum, daß es eigentlich mehr bedeute, in seinem Schutz zu sein, als — etwa den Geni zum Freunde zu haben.

Jetzt blitzte es wieder. Ganz rot und blendend. Ein Schlag, als berste die Welt, folgte.

Inocenta konnte ein furchtsames „Mein Gott!" nicht unterdrücken.

Jonas aber schien auf einmal volles Gefühl dafür zu haben, daß es auf dem See nicht mehr geheuer sei. Er warf die Angelrute vollends ins Boot und griff zum Ruder. „Wir wollen zurück, es ist besser," sagte er. (Forts. folgt.)